

Der Übersetzer

Wir mussten etwas auf ihn warten. Das war nicht dramatisch, aber es machte die Sache von Anfang an deutlich. Ohne ihn ging es nicht. Wir saßen in einer Videokonferenz mit unseren Partnern in Tansania. Auf der einen Seite Menschen aus Deutschland, auf der anderen Seite Menschen aus Tansania. Einige konnten Englisch, andere nur Suaheli. Einige wussten ungefähr, wie solche Partnerschaftsgespräche ablaufen. Andere waren einfach dabei, weil sie betroffen waren, beteiligt, zuständig, neugierig oder verantwortlich.

Und dann kam der Übersetzer.

Er übersetzte nicht nur Wörter. Das wäre schon viel gewesen. Er übersetzte die Situation. Er übersetzte Kultur. Er übersetzte Erwartungen, Zwischentöne, Dringlichkeiten, Rollen, vielleicht sogar unausgesprochene Unsicherheiten.

Gleich am Anfang zitierte die Pfarrerin einen Bibelvers: „Ihr sollt immer beten.“ Das ist im Deutschen ein kurzer Satz. Er ist vertraut. Er klingt nach Kirchenraum, nach liturgischer Sprache, nach geistlichem Impuls. Man kann ihn hören und gleich wieder vergessen. Man kann ihn fromm nicken lassen. Man kann ihn als Eingangswort hinnehmen.

Der Übersetzer machte daraus auf Suaheli nicht einfach denselben Satz mit anderen Wörtern. Er übersetzte kulturell. Er sagte sinngemäß: Ihr sollt beten, beten, beten, beten, beten, beten und beten. Und wenn ihr fertig seid, sollt ihr beten.

Da war der Satz angekommen. Nicht nur als Information. Nicht nur als Zitat. Sondern als Rhythmus, als Verstärkung, als kleine Predigt. Vielleicht auch als freundliche Übertreibung, die in der anderen Sprachwelt gar keine Übertreibung war, sondern eine angemessene Form der Vergegenwärtigung. Aus einem biblischen Merksatz wurde eine Bewegung. Aus einem Satz wurde ein Klang. Aus einer Botschaft wurde eine Haltung.

Später ging es um eine Bitte. Es sollte eine Liste erstellt werden. Eine Liste über bestimmte Spenden. Im Deutschen war das zunächst eine organisatorische Bitte. Wichtig, ja. Aber doch auch ein Satz unter vielen in einer Videokonferenz: Macht uns bitte diese Liste. Wir brauchen diese Übersicht.

Der Übersetzer übersetzte auch diesen Satz. Aber am Ende der Konferenz ließ er es nicht dabei. Er bat einen der Beteiligten ganz persönlich, sein Ohr nah an das Mikrofon zu halten. Nicht feierlich. Nicht streng. Aber eindeutig. Und dann sagte er ihm noch einmal, worum es ging: Die Spenden kommen nicht von der Pfarrerin persönlich. Sie kommen von vielen Menschen aus der Gemeinde. Diese Liste ist sehr wichtig. Hast du mich verstanden?

Der Mann antwortete: Ja, das habe ich.

Und der Übersetzer sagte: Ich weiß das zu schätzen.

Für mich war das ein starker Moment. Denn hier wurde nicht einfach nachgedoppelt. Hier wurde verankert. Eine Botschaft wurde nicht nur in eine andere Sprache übertragen, sondern auf der anderen Seite befestigt. Der Übersetzer wusste offenbar, dass die Sache sonst missverstanden werden konnte. Vielleicht hätte man denken können, die Bitte sei genauso verbindlich wie alle anderen Aussagen der Konferenz. Vielleicht wäre die Bedeutung der Liste nicht deutlich genug geworden. Vielleicht wäre die Bitte im allgemeinen Konferenzstrom untergegangen.

Also übersetzte er nicht nur. Er übernahm Verantwortung für das Ankommen.

Das ist ein anderer Begriff von Übersetzung. Übersetzung heißt dann nicht: Ich habe gesagt, was gesagt werden sollte. Übersetzung heißt: Ich habe so gesprochen, dass der andere wirklich wissen kann, was gemeint ist. Und ich prüfe, ob die Botschaft angekommen ist. Nicht misstrauisch. Nicht von oben herab. Sondern weil mir die Sache wichtig ist und weil ich den anderen ernst nehme.

Ich habe in dieser Konferenz auch gemerkt, wie anstrengend solche Situationen sind. Ich verstehe ein paar Brocken Suaheli. Vor allem erkenne ich manchmal Anglizismen und Germanismen. Ich höre einzelne Wörter, ohne Zusammenhänge, verliere sie wieder. Ich merke, wann etwas ungefähr in die Richtung geht, die ich kenne, und wann ich völlig draußen bin. Aber dieses halbe Verstehen ist mühsam. Es verlangt Konzentration. Man ist dauernd wachsam und kommt doch nie ganz an.

An diesem Tag fiel mir das besonders schwer. Die Tage forderten mich ohnehin. Ich war latent gestresst. Nicht dramatisch. Nicht außergewöhnlich. Aber so, dass die innere Aufnahmefähigkeit begrenzt war. Und genau da wurde mir noch deutlicher, wie viel Kraft Übersetzung braucht. Nicht nur vom Übersetzer. Auch von allen, die sich übersetzen lassen wollen. Man muss hören wollen. Man muss warten können. Man muss sich eingestehen, dass man nicht einfach unmittelbar verstanden wird.

Vielleicht ist das sogar der schwierigste Punkt: Wir möchten oft glauben, dass unsere guten Absichten schon genügen. Wir sagen etwas, und weil wir es doch gut meinen, müsste es auf der anderen Seite eigentlich ankommen. Tut es aber nicht immer. Manchmal kommen nur Wörter an. Manchmal kommen Rollen an. Manchmal kommt Macht an. Manchmal kommt eine alte Erfahrung an, die mit dem Gesagten gar nicht gemeint war. Und manchmal kommt gar nichts an, weil der Satz zwar ausgesprochen, aber nicht verankert wurde.

Warum schreibe ich das?

Weil ich glaube, dass wir in vielen gesellschaftlichen Fragen genau solche Übersetzer brauchen. Nicht nur zwischen Deutsch und Suaheli. Nicht nur zwischen Europa und Afrika. Sondern mitten in unserer eigenen Gesellschaft. Zwischen Milieus, Generationen, Bildungswelten, Verwaltungen, Gemeinden, Schulen, Nachbarschaften. Wir haben viele Blasen aufgebaut. Manche sind bequem, manche notwendig, manche verletzend, manche schlicht gewachsen. Aber sie verschwinden nicht dadurch, dass jemand von oben sagt: Jetzt redet doch mal miteinander.

Reden reicht nicht immer. Manchmal braucht es Menschen, die beide Seiten wenigstens teilweise kennen. Menschen, die hören, was auf der einen Seite gemeint ist, und ahnen, was auf der anderen Seite ankommen könnte. Menschen, die nicht nur Sätze transportieren, sondern Situationen verstehen. Menschen, die spüren, wann eine Botschaft noch einmal anders gesagt werden muss. Menschen, die fragen können: Hast du mich verstanden? Und die dann nicht triumphieren, sondern sagen: Ich weiß das zu schätzen.

Das klingt schlicht. Aber es ist politisch.

Denn Politik beginnt nicht erst bei Programmen, Zuständigkeiten und Abstimmungen. Politik beginnt dort, wo Menschen in einen gemeinsamen Raum treten können. Hannah Arendt hat diesen Raum zwischen den Menschen immer wieder in den Blick genommen. Menschen sind nicht einfach einzelne Wesen, die nebeneinander existieren. Zwischen ihnen entsteht Welt. Aber diese Welt entsteht nicht automatisch. Sie muss ermöglicht, geschützt, erneuert werden.

Übersetzer sind Menschen, die an diesem Zwischenraum arbeiten. Sie machen ihn begehbar. Sie sorgen dafür, dass der eine nicht nur redet und der andere nicht nur hört, sondern dass zwischen beiden etwas entstehen kann. Ein gemeinsames Verständnis vielleicht. Oder wenigstens ein genaueres Missverständnis. Auch das wäre schon viel. Denn ein genaues Missverständnis ist besser als ein freundliches Aneinander-Vorbeireden.

Mir scheint, wir unterschätzen diese Arbeit. Wir würdigen oft die Lautsprecher. Diejenigen, die klare Botschaften formulieren. Diejenigen, die auf Bühnen stehen, Interviews geben, Forderungen stellen, Programme schreiben. Das alles ist nicht unwichtig. Aber eine Gesellschaft lebt nicht von Lautsprechern allein. Sie lebt auch von Übersetzern. Von Menschen, die Übergänge schaffen. Von Lehrern, Sozialarbeiterinnen, Gemeindeleitern, Nachbarinnen, Pfarrern, Verwaltungsmitarbeiterinnen, Vereinsmensen, Jugendlichen, die ihren Eltern die neue Welt erklären, und Eltern, die ihren Kindern die alte Welt nicht nur als Vorwurf hinterlassen.

Solche Übersetzung geschieht oft nebenbei. In Gesprächen nach Sitzungen. In Telefonaten. An Küchentischen. In Schulfluren. In Videokonferenzen, in denen man auf jemanden warten muss, ohne den es nicht geht. Sie geschieht selten spektakulär. Und doch kann an ihr sehr viel hängen.

Vielleicht müsste politische Erneuerung gerade hier ansetzen. Nicht nur bei neuen Ideen, sondern bei neuen Übersetzungsräumen. Nicht nur bei besseren Botschaften, sondern bei besseren Wegen, auf denen Botschaften ankommen können. Nicht nur bei Beteiligung als Formular, sondern bei Menschen, die Beteiligung möglich machen. Vielleicht müssten Institutionen bewusster fragen: Wer kann hier übersetzen? Wer kennt beide Seiten? Wer kann Vertrauen ausleihen, bis eigenes Vertrauen entstanden ist? Wer merkt, dass ein Satz zwar gesagt, aber noch nicht angekommen ist?

Der Übersetzer in unserer Konferenz hatte keine große Bühne. Wir mussten zunächst auf ihn warten. Aber als er da war, wurde deutlich: Er war nicht Beiwerk. Er war nicht technischer Dienstleister. Er war nicht nur Sprachrohr.

Er war derjenige, der aus zwei Gesprächsseiten einen gemeinsamen Raum machte.

Und vielleicht ist genau das eine der politischen Aufgaben unserer Zeit: Menschen zu finden, zu stärken und ernst zu nehmen, die Räume übersetzen können. Nicht damit alle gleich werden. Nicht damit Unterschiede verschwinden. Sondern damit Verschiedene einander überhaupt erreichen können.

Denn manchmal beginnt Erneuerung nicht mit einer großen Rede.

Manchmal beginnt sie mit einem Satz ins Mikrofon:

Hast du mich verstanden?

Und mit der Antwort:

Ja, das habe ich.